

Der Besucher

Die Zuschauer tobten. Unten in der Arena trabten sie im Kreis. Es waren ihrerseits viele, aber nur von einer unter ihnen soll hier die Rede sein, und von ihrem Kameraden, den sie in gewisser Weise nie gekannt hat.

Sie wollte um alles in der Welt nicht an ihre Vergangenheit denken, aber sie konnte nicht anders. Immer und immer wieder stets das selbe: Die Vergangenheit. Weit zurück liegende Ereignisse drehten sich gleichförmig in ihrem Kopf, seit vielen Jahren schon, und fanden keinen Ausweg, keine Abzweigung, konnten sich nicht davonmachen. Niemand verstand das, nicht ihr Ehemann, nicht die Ärzte - keiner. Sie selbst genau so wenig. Warum wurde sie nur so sehr belästigt, immer noch? Wo diese Vergangenheit doch nirgends erwünscht war. Sie störte nur in der Gegenwart, verhinderte eine reibungslose Pflichterfüllung, boykottierte das geforderte Funktionieren der Mutter, Hausfrau und Lehrerin.

Es kam die Zeit, wo diese Vergangenheit ein neues Eigenleben entwickelte. Ihre Gestalten erfanden Wege, sie zu drangsalieren, zwängten sich in die Gegenwart, begafften sie durch fremde Augen, durch Bäume, gaben ihr Zeichen, foppten und brachten sie vollends durcheinander.

Der gestresste Gatte lieferte seine nun weit entfernte Frau in eine Klinik ein. Wie konnte sie es wagen, dermassen alles aufzuhalten! War das gemeinsame Leben nicht ohnehin schon schwierig genug? Da waren die Kinder und vor allem musste Geld erarbeitet werden. Und überhaupt, das hatte er nicht verdient, eine Ehefrau die durchdrehte?!

Unfreiwillige Gesellschaft

In der Klinik beschloss die Aussteigerin sie werde ab sofort keine Medikamente mehr schlucken. Nicht eines von ihnen. Auch nicht mehr diejenigen, welche sie schon seit Jahren zu sich nahm. Aus, fertig. Da war alles Zureden zwecklos.

Der nunmehr unbehandelte Blick der Patientin wurde noch schwebender und unfassbarer. Wo war sie? Warum stresste sie so?! In der Tat hatte sie sich aus der Gegenwart abgemeldet und war nun vollends zu ihren Dämonen und sonstigen fremdartigen Gestalten aus der fernen Vergangenheit gestossen. In der Klinik brachte ihr das die Isolation ein. Eine Gummizelle ohne Mobiliar, eine böse verhexte Gummizelle notabene. Aber das Personal blieb hart: Ohne Medikamente war hier erstmal Endstation für sie. Da keiner auf ihrer Seite stand, musste sie das hinnehmen.

Als alle Gestalten mit geballter Kraft und in perfektem Zusammenspiel endlich auf sie einstürmen konnten, ging es heftig zu und her. Sie tobte und schrie, kämpfte auch, vor allem aber versuchte sie, dem ein Ende zu machen. Nur, an einem Ort ohne alles stirbt es sich nicht so leicht.

Relativ schnell und unerwartet beruhigten sich jedoch alle wieder in der Zelle. Erstmals wagte sie einen beobachtenden Blick auf ihre Gesellschaft. Besonders auf diese dominanten, widerlichen Figuren, die sie so klar sehen konnte - wenn sie nicht so genau hinsah. Aber beobachten liessen die sich offenbar nicht so gerne. Denn je mehr sie Gestalten mit ihrem unklaren Blick erfasste, umso weiter weg schienen sie alle. Sie hatte also eine Waffe gefunden, sich diese Dinger auch ohne Medikamente etwas vom Leibe zu halten. Das war schon mal ein Anfang.

Weit weg, auf einem anderen Kontinent, in einem fremden Land, hockte zur selben Zeit ein junger Mann ebenfalls in einer Gummizelle. Er hätte fast ihr Sohn sein können, aber seine Verbindung zu ihr war ganz anderer Art: Es geschah nämlich - aus unerfindlichen Gründen - dass er plötzlich in ihrer Gesellschaft auftauchte: ein echter Mensch neben Phantomen, personifizierten Ängsten, Erinnerungen und einigen Wesenheiten, die helfen wollten oder auch nicht. Zuerst sah sie keinen Unterschied. Eine Gestalt mehr oder weniger. Sie hatte sie ja nie gezählt und es waren so viele. Es wäre ihr auch nie in den Sinn gekommen, sie alle zu identifizieren. Das hatte niemand je interessiert.

Nun jedoch, in dem sich hinziehenden Ausgeliefertsein, wollte sie das. Da ihr keine Schreibsachen gestattet waren, musste sie es ausschliesslich im Kopf zustande bringen.

Und während ihr von Medizin ungetrübter Geist erhaschte, was immer sich zeigte, veränderte sich die Lage entscheidend: Sie war nun zur Jägerin geworden und ihr inneres Auge schärfte sich von Tag zu Tag. Bereits nach kurzer Zeit konnte sie vieles unterscheiden und darum erkannte sie ihn. Er war nicht immer da, aber oft. Und er schaute sie anders an als der Rest. Sie teilten etwas - er war wie sie! Sie nannte ihn Blondy, weil er sein kurzes Haar weissblond gefärbt trug. Unter seinen dunklen Augenbrauen schauten sie ungewöhnliche Augen an. Wer war er?

Jedenfalls war sie nun ruhiger, fühlte sich nicht mehr alleine mitten in diesem Trubel.

Ob sie ihn ansprechen konnte? Waren Worte überhaupt notwendig?

Andererseits, was sollte sie mit einem jungen Mann? Männer, das war etwa das Letzte, was sie jetzt interessierte. - Hatte Blondy eben tatsächlich gelächelt, oder sah sie ihn jetzt bloss, weil sie an ihn dachte? War er da oder nicht?! Aber was hiess schon da oder nicht? Ihre Realität war ohnehin längst nicht mehr die selbe wie die von anderen Leuten. Da konnte es ihr egal sein, wie irgendjemand Blondys Anwesenheit einschätzte. Sie entschied für sich: Er ist da.

„Hallo!“ Blondy grinste sie unverfroren an. Die Lehrerin konnte nicht einfach so antworten. Das Reden fiel ihr schon seit langem schwer, aber ihre Aufmerksamkeit ruhte auf dem jungen Kerl, der da neben ihr sass, und der etwas Frisches, Gesundes an sich hatte. „Da täuscht du dich“, antwortete Blondy. „Ich sitze wie du in der Zelle. Aber ich war da schon öfter als du und

in der übrigen Zeit habe ich nicht geschlafen wie du.“ Sie musste nun ihrerseits lächeln, aber sprechen ging immer noch nicht. Er verstand sie auch so.

„Ich bin ein Studierender“, eröffnete er seiner Schicksalsgenossin. „Ich studiere alles und jeden. Alles innerhalb meines Radius und den verlängere ich laufend.“ Bis in die Gummizellen dieser Welt, dachte die Lehrerin.

„Genau, dorthin wo es einiges zu entdecken gibt. - Was sich mir zeigt, sauge ich auf, wie ein Staubsauger. Ich nehme es in mich auf und seziere es. Dann füge ich es meinem System bei.“

„Hast du etwa zuviel Star Trek geschaut?“ Murmelte sie nun doch hörbar. Das waren seit langem ihre ersten Worte. „Ja! Wie die Borg da draussen im Deltaquadranten. Ich assimiliere.“ Dieser Vergleich schien ihm zu gefallen. Und, was hat es dir gebracht? Aus lauter Gewohnheit hatte sie wieder nur in Gedanken geredet, aber wie gesagt, er verstand es ja. „Das ist wohl die falsche Frage, Maria. - Ich nenne dich mal so, weil du eine Maria bist. O.k.?“ Pause. „Ich übernehme nur, was ohnehin zu mir gehört. Ich durchdringe meine Welt. - Die meisten Menschen haben nicht einmal ihren Körper übernommen. Keiner weiss, wo die in Wahrheit hängen. Du musst dich mal entscheiden, wo du bist, verstehst du?“ Schweigen. „Es ist eine echte Entscheidung, schon nur wirklich im Körper drin zu sein. Warst du schon mal ganz bewusst in deinem Körper?“ „Wohl nicht so, wie du es meinst, klingt aber interessant.“ Ihre Stimme war leise und brüchig, doch das würde sich wieder geben. Blondy betrachtete sie eingehend. Dann legte er sanft die Finger seiner linken Hand auf ihren Mund. Diese Geste brachte sie zum Zittern und ein Schrei bildete sich in ihr - aber es war ein tiefer, zitternder Seufzer, der herauskam, als würde etwas von ihr abfallen, sie fühlte sich erlöst. „Danke.“

Dieser Mann interessierte sie langsam. Doch als sie ihn näher anschauen wollte, war er nicht mehr da. Wie hatte er schon wieder ausgesehen? Wie war seine Figur? Was drückte sein Mund aus? Sie konnte sich nicht erinnern. Doch seine Worte hatten sie angesteckt, leuchteten zwingend ein.

Also änderte sie ihre Strategie.

Sie wollte sich alles, was mit ihr in dieser Zelle lebte, einverleiben. Nur, wie machte man das?

Gerade als es spannend wurde, holten ihre Betreuer sie aus der Isolation und ein neuer Kampf begann wegen der Medikamente. Nach Tagen, sie fühlte sich gerade hundsmiserabel, zeigte sich Blondy wieder. Sie war so froh darüber, hatte schon befürchtet, ausserhalb der Zelle wäre sie unerreichbar für ihn. „Schön, dass du wieder da bist, Blondy!“ Sie strahlte ihn an.

„Ich bin gekommen, weil ich dich jetzt assimilieren werde. Pass auf.“

„Einverstanden. Ich will wissen, wie du das machst.“ Blondy lachte. Er hatte einen reizvollen Mund, besonders wenn er lachte. Nichts Zurückgehaltenes war da, kein Zug von Bitterkeit. Dafür war er auch noch zu jung, dachte sie.

„Meinst du? Hast du noch nie ein bitteres Babygesicht gesehen? Die Leute kommen schon mit allen möglichen Sachen hier an.“ Wie wahr! - Sie hatte

Mühe, ihre Gedanken beisammen zu halten, weil man ihr heute unter Zwang eine Spritze verpasst hatte. „Konzentriere dich einfach stärker. Nimm etwas von der Kraft, die du in deiner Abwehr gebunden hältst. Dort hat's noch viel.“ Sie war dankbar für Blondys Dasein und jetzt wartete sie gespannt auf die Assimilation. Vielleicht hoffte sie, er würde ihren Körper kannibalisch von diesem Planeten verschwinden lassen. Es war nur eine dumme Sehnsucht, das erkannte sie natürlich.

„Könnte es sein, dass du mich falsch verstanden hast?“ Schweigen. „Ich kann dich doch nicht wegputzen! Und wenn ich es könnte, dürfte ich nicht!“ Könntest du? „Ach Maria! Aber es ist eine interessante Frage. - - Ich müsste es ausprobieren.“

Sie wusste, er würde es nie tun. „Hör zu, Maria. Ich kann nur meine Wahrnehmung von dir assimilieren. Nur was ich in dir sehe, und was du in mir bewirkst. Ich kann mir nur meine Maria einverleiben. Sozusagen von dir zurücknehmen. Ich kann dich von mir reinigen, und indem ich das tue, reinige ich gleichzeitig mich von dir. Das ging ihr etwas zu schnell. Ihre Konzentration war wieder weg, ausserdem kam ein Störenfried vom Personal ins Zimmer herein.

Die Reinigung

Da sie immer wieder unterbrochen wurden, redete die Patientin inzwischen auch mit Blondy, wenn er gar nicht da war. Irgendwie drängte die Sache nämlich. Die Assimilation war ausserdem eine langwierige Angelegenheit. Es fühlte sich an, als dringe Blondy immer tiefer in sie ein. Ober besser gesagt in seine Maria. Aber was hatte sie mit dieser Maria gemein? - Wenn sie nur einen klareren Kopf bekäme!

Wenigstens hatte sie Zeit. So konnte sie nacheinander über diese Dinge nachdenken, oder es zumindest versuchen. Und sie konnte ausprobieren. Also veranstaltete sie eines langweiligen und - wie immer seit sie aus der Zelle raus war - zwangsvernebelten Nachmittags eine Anhörung. Alle kamen, aus allen Ecken krochen sie und wollten dabeisein. Blondy gab ihr Kraft und die nötige Kaltblütigkeit, damit sie dem standhielt.

Eines war klar: Man musste miteinander reden. Sie musste besonders diese widerlichen Dinger ansprechen und auch jene, die halbtot dalagen.

Assimilation war angesagt. Erstaunlicherweise liessen die Gestalten sich willig darauf ein. Sie waren baff, sie waren platt und sie veränderten sich sekundenschnell auf die Frage hin, was sie ihr zu sagen hätten. Eigentlich waren sie schwach, diese Dinger. Sie wollten einfach mal angeschaut werden und ernstgenommen - wie sie selbst. Was hatte Blondy gesagt? Es war ihre Welt, mit der sie es zu tun hatte.

Das war ein Ansatz, der ihr gefiel. Es war Zeit, dass sie ihre Welt in Besitz nahm. Die Lehrerin war stolz darauf, wie sie die Dinge verändern konnte. Ihre Feinde waren keine Fremden mehr. Die Aussenwelt hatte verloren. Beziehungsweise sie hatte mit deren Assimilation begonnen und brannte darauf, dies alles Blondy zu berichten.

Der richtige Ort

Wie versprochen tauchte Blondy irgendwann wieder auf, aber er war verändert, sah noch besser aus. Als hätte er einen anderen Körper bekommen.

„Du wirst lachen, ich bin in der Zwischenzeit gestorben“, erklärte er tapsig sein neues Erscheinungsbild. „Sag das nicht! Hör sofort auf damit!“ Diese Worte waren unerwartet laut aus ihr herausgebrochen und schon kam Personal herbeigeeilt. Glücklicherweise blieb ihr Blondys Anwesenheit trotzdem erhalten. Sobald sie wieder unter sich waren, stürzte sie auf ihn los, wollte ihn umarmen, was natürlich nicht klappte. „Beruhige dich, Maria. Ich werde dir alles erzählen.“

„Du hast dich nicht etwa umgebracht?!“ „Meine Güte nein! Kein Mensch weiss, warum ich diesen Herzstillstand gekriegt habe. Sowas kommt eben vor. Vielleicht habe ich meinen Radius zu sehr oder zu schnell verlängert. Ich habe jetzt natürlich ganz andere Möglichkeiten.“ „Und ich? Endlich finde ich einen Freund, der mir beisteht und dann stirbst du! - - Tut mir leid, jetzt bin ich egoistisch. Wenn ich etwas wert wäre, würde ich anders auf deinen Tod reagieren.“ „Na, ich verstehe dich sehr gut. Glaube mir, ich werde dich nicht einfach so verlassen. Ich werde erst weggehen, wenn du so weit bist.“ Dieser junge Mann war echt ein Phänomen. Was sollte sie nur von dem allem halten?! Und niemand da, mit dem sie über ihn reden könnte. Wer war er nur?!“ „Das wirst du aus dieser Perspektive wohl nie erfahren. Darum ist es wiederum die falsche Frage. Finde heraus wer Blondy für dich ist. Da hast du mehr davon.“ „Bitte, jetzt ist nicht der Zeitpunkt für Belehrungen. Was ich brauche ist ein Freund. Ein Gegenüber, dem ich in die Augen schauen kann.“ „Kannst du alles haben.“ Da war wieder dieses unverfrorene Lächeln. Dabei war er tot! „Was heisst schon tot. Du hast dich ja auch verändert. Das ist das Leben. Alles andere ist uninteressant. Jedenfalls für mich. - Erzähl mir jetzt aber von dir.“

Sie konnte nichts mehr sagen, es hatte ihr die Sprache verschlagen. Er blieb trotzdem. Gemeinsam schwiegen sie, was sie ihm hoch anrechnete. Irgendwann schlief die Patientin dann ein und Blondy löste sich auf. Die Nachricht von seinem Tod stachelte sie in der darauf folgenden Zeit noch mehr zu innerer Aktivität an. Sie musste bald herausfinden, wo sie war, Teufel nochmal. Sie lächelte vor sich hin. Zum ersten Mal seit langer Zeit und ausgerechnet jetzt. „In der Hölle ist der Teufel los“, hatte beim Frühstück eine Patientin lakonisch festgestellt. Jemand hatte sich in der Nacht umbringen wollen, aber die waren hier bestens auf solche Sachen vorbereitet. Der sass nun bestimmt in der Gummizelle, dachte sie. - Ist nicht der schlechteste Platz. Wieder musste sie lächeln. Und es wurde von aussen sogar bemerkt. „Du hast dich verändert. Ja, du strahlst regelrecht“, behauptete ihre Tischnachbarin. Die Lehrerin wollte nichts dazu sagen.

Sie richtete sich während der endlosen Stunden und Tage in der Klinik „Holodecks“ ein, sozusagen echte künstliche Welten, wie sie die Sternenflotten-Leute in der TV-Serie Raumschiff Voyager besaßen. Und für diese Holodecks erfand sie Programme. Gut, dies geschah alles bloss in ihrer Vorstellung, aber das störte sie nicht. Eines der Programme nannte sie Waldwiese. Dort verbrachte sie oft ganze Tage; lag herum, liess sich von der Sonne bescheinen, sah Rehe grasen, hörte Vögel und döste oder schlief, wie auch immer ihr Zustand, den sie dort pflegte, zu nennen war. Die Ärzteschaft staunte: Diese Patientin machte extreme Fortschritte, wirkte erholt, innerlich geordneter und war wieder ansprechbar. Bei Patienten mit Krankheitsbildern wie dem ihren konnten plötzliche Genesungen immer wieder festgestellt werden. Zwar wusste niemand warum, aber wer fragte danach. Ausserdem kam es häufig wieder zu Rückfällen.

Ein anderes Programm nannte die Lehrerin den Palast des Todes. Sie hatte ihn prächtig ausgestattet und einige Zimmer nur für Blondy eingerichtet. Sie stellte sich gerne vor, dass er darin umher gehe oder es sich gemütlich mache, ganz wie zuhause. Sogar einen extra schönen, goldfarbenen Hausmantel mit orangeroten Sternen sowie dem Mond auf dem Rücken hatte sie ihm dort bereitgelegt. Aber in Wahrheit war er nicht wieder zu ihr gekommen. Dabei vermisse sie ihn. Was er wohl alles erlebte, jetzt wo er tot war?

Sie selbst hielt sich oft im Palast des Todes auf. Und wie andere einen Fitnessraum im Haus installieren, hatte sie sich ein Sterbezimmer eingerichtet. Nachts, wenn es ums Einschlafen ging, stieg sie im Palast die Treppen hinauf zu diesem Raum und legte sich auf ein einfaches, weisses Bett, das von ewig blühenden und duftenden Orchideen aller Farbschattierungen eingerahmt war. Sie verschränkte die Hände auf ihrer Brust, entspannte sich und begann mit dem Sterben. Es faszinierte sie, dieses hemmungslose Aussteigen, dieses absolute, ekstatische Loslassen. Es war etwas Süßes dabei und etwas Verwerfliches - fand sie jedenfalls. Aber sie konnte dieses Spiel nicht lassen und wagte sich langsam weiter vor. - In Gedanken, versteht sich. Bis eines nachts ihr Wunsch, Blondy wiederzusehen, in Erfüllung ging. Sie befand sich gerade zwischen wachen und schlafen, als jemand eine Hand auf ihre Hände legte. Alles in ihr fuhr zusammen. Sie schoss auf und realisierte wo sie war: im Sterbezimmer! Blondy stand vor ihr und betrachtete sie freundlich, eigentlich richtig liebevoll. Noch einmal fuhr der Schreck in sie. Bin ich etwa auch gestorben?! Hatte sie es ebenfalls zu weit getrieben, wie Blondy? Er lächelte und wirkte dabei echt überirdisch. Langsam fühlte sie jetzt Freude über sein Erscheinen. „Hast du mir einen Schreck eingejagt! Aber besser du kommst so als überhaupt nicht!“ Den Schreck hast du dir selber beschert, weil du dich ertappt hast.“ Er konnte die Belehrungen wohl nicht lassen. „Sei bitte ein bisschen grosszügiger mit mir, Maria“, antwortete Blondy auf ihren Gedanken. „Ich will nur mal sehen wie es dir geht.“ „Entschuldige. - Hast du

den Palast schon angeschaut?“ „Nein. Du interessierst mich mehr.“ „Der Palast bin aber ich.“

„Ich denke, du willst herausfinden wo du wirklich bist, oder?“ Die Lehrerin wusste keine Antwort darauf. Doch ein Gefühl der Enttäuschung beschlich sie. „Sag mir lieber wo du jetzt bist.“ Wollte sie von Blondy wissen. Der stand immer noch an ihrem Sterbebett und betrachtete die ausnehmend schönen Orchideen. „Ich bin noch nicht so weit gekommen. Nach dem Tod muss man sich zuerst neu orientieren und es gibt noch vieles abzuschliessen, an das man vorher gar nicht gedacht hat. Aber meine Perspektive hat sich verändert, und das ist äusserst faszinierend.“ „Erzähl mir davon.“ „Ich werde dir doch nicht das Mysterium des Todes verraten. Sonst versuchst du es noch zu manipulieren.“ „Wie kommst du auf die Idee?“ „Maria, sei ehrlich. Das ist es doch, was du die ganze Zeit tust.“ Diese Bemerkung traf sie sehr und warf sie zurück ins tiefe, dunkle Schweigen.

Blondy schwebte in einem weissen Gewand vor ihr. Eine Weile blickten sie einander an ohne irgendetwas zu wollen. Dies war der Abschied, dessen war sie sich sicher. Wieder blickte sie in seine wohltuenden Augen. Sie musste ihn gehenlassen, jetzt sofort.

Mit einem flauen Gefühl im Magen erwachte sie im Klinikbett. Es war erst ein Uhr früh. Also legte sie sich seufzend wieder zurück und dachte an Blondy, der endgültig gegangen war.

Die Patientin erholte sich unerwartet schnell von einem kleinen Rückfall, und man stellte ihr sogar eine baldige Heimkehr in Aussicht, sofern ihr Zustand stabil bliebe.

Sie flüchtete nach dieser Neuigkeit erstmal in den Palast des Todes, aber der schien ihr plötzlich fremd ohne Blondy. Und sie verspürte keine Lust mehr, sich dort aufzuhalten. Ihr Palast hatte sich von einem Tag auf den anderen in ein gewöhnliches Spukschloss verwandelt! Sie brauchte einen passenderen Ort.

Nicht weit vom Schloss entfernt erschuf sie sich deshalb ein hübsches Häuschen mit einem wunderschönen, wilden Garten. Sie richtete alles so ein wie es ihr gefiel, und zuletzt liess sie sich zufrieden auf einen Liegestuhl inmitten dieser blühenden Pracht fallen. Von da, wo sie jetzt lag, konnte sie das schmiedeeiserne Gartentor nicht sehen. Aber sie wusste natürlich wie sie es geschaffen hatte: Von Rosen umrankt und mit der Inschrift ‚Mein trautes Heim‘. Das war zwar fürchterlich kitschig, aber genau richtig.